

Aletschgletscher

Früher strafte Gott, jetzt ist es die Natur

Der Aletschgletscher war und ist den Menschen Fluch und Segen zugleich. Mit Wohlverhalten und Gebeten suchten die Gläubigen ihn zu besänftigen. Immer ging es um Schuld. Bis heute. Unter anderen Vorzeichen.

Man wolle sich jeden Samstag von der Vesper an von jeder knechtlichen Arbeit enthalten, ausgenommen sei nur das Einlegen dörren Heus und Getreides, damit Gott durch die Fürbitte der Mutter Maria seinen Zorn abwenden möge, den man aus dem Vordringen des Gletschers, der Hab und Gut vernichten könne, drohen sehe.

1678 berufen sich, wie 1961 Pfarrer A. Briw in seiner Chronik «Aus Geschichte und Brauchtum der Pfarrgemeinde Fiesch» berichtet, die Einwohnerinnen und Einwohner der Oberwalliser Gemeinde Fieschertal in einer beurkundeten Erklärung auf ein Gelübde, von dem sie sagen, ihre Vorfahren hätten ihnen davon erzählt. 1653, als der Fieschergletscher in unmittelbarer Nachbarschaft des Aletschgletschers wieder begann, Weiden und Alpen zu überströmen, hätten sie dieses erneuert. Pfarrer Michael Feliser zog mit dem betenden Volk zum Gletscher, ein wundertätiges Jesuskind in den Händen. Mit Beten, Singen und Weihwasser beschwor er das Gespenst im Gletscher. Erst nach langem Kampf sei es ihm gelungen, es zu bannen. Den Fieschertalern rang er neben dem Arbeitsverzicht das Versprechen ab, jährlich eine Prozession in den Erner Wald am Gegenhang des Rhonetales abzuhalten. Und die Frauen durften keine farbigen Unterröcke mehr tragen.

Das gelingt nicht allen. Deshalb rufen die Fieschertaler ein Vierteljahrhundert später Papst Innozenz XI. an, das Gelübde, namentlich die Verpflichtung, am Samstag abend nicht zu arbeiten, in andere gute Werke umwandeln zu dürfen. Das lässt erahnen, wie mühselig das Leben am Rande des ewigen Eises war, geprägt sowohl von Futter- als auch Wasserknappheit und einer harten, oft gefährlichen Arbeit. Die Bitte wird gewährt. Fortan soll es genügen, an den Wochenenden eine Kerze im Chor der Kirche in Fiesch brennen zu lassen und jährlich eine Messe im Sinne des Gelübdes zu lesen. An der Bittprozession und dem Verbot farbiger Unterwäsche halten die Fieschertaler fest. Denn sonst wären die Männer beim steilen Aufstieg zur Wallfahrtskapelle, wo offenbar verstohlene Blicke unter die Röcke vorausgehender Frauen gang und gäbe waren, noch auf andere Gedanken gekommen. In Naters, wo die Menschen den vorstossenden Aletschgletscher fürchten, pilgern die Gläubigen mit «Gletscherkreuzen» zur Eiswüste. «Angelangt am Sitze des Übels wird vorab das hl. Messopfer gefeiert, eine kurze Predigt gehalten, hierauf mit dem Allerheiligsten der Segen erteilt, um den sich schlängelnden Gletscher einzudämmen und demselben Zügel anzulegen, auf dass er nicht weiter mehr sich ausdehne», zitiert der Ethnologe Franz Jäger in seinem Buch «Gletscher und Glaube» aus einer im Archiv des Jesuitenkollegs in Sitten erhaltenen Schilderung des Ablaufs der Bittprozession. Es ist nach dem Klimahistoriker Christian Pfister der «Höhepunkt der Kleinen Eiszeit», die von Mitte des 15. bis Mitte des 19. Jahrhunderts den Menschen im Alpenraum zu schaffen macht.

In Stein gemeisselt sind diese Rituale und Beschwörungen nicht. Sie dienten immer dazu, den Launen der Natur mit göttlichen Beistand entgegenzuwirken. Laufend werden sie neuen Gegebenheiten angepasst. So setzt der Fieschertaler Pfarrer Franz Anton Erpen (1748 – 1796) eine Bewilligungspflicht für öffentliche und private «Tänz» durch. Daran wurde noch 1826 festgehalten. Auch verschiedene Sonntagsarbeiten waren verboten, ebenso unerlaubte abendliche Versammlungen und Zusammenkünfte. Denn die Gletscher, das sind lauende Drachen, mit Leben erfüllte Dämonen, der Sitz allen Übels. «Die Drachen leben nach der Vorstellung des Volkes in den Höhlen und Schluchten der höheren Gebirge, wo sie meistens zusammengerollt schlafen. Zuweilen aber erwachen sie und stürzen sich dann, Schrecken verbreitend, auf die Täler herab, ihre Bewohner und Herden vernichtend. Ich glaube in diesen Drachen eine Personifizierung oder, wenn man lieber

will, Animalisierung der furchtbaren Lawinen, Schlamm- und Steingüsse, wie sie in den Alpen so häufig sind, zu erkennen,» schreibt der Essayist Johann Georg Kohl 1851 in seinem Buch «Naturansichten aus den Alpen». Da sind die Gletscher gerade dabei, nochmals vorzustossen bis ins Siedlungsgebiet. Die Fieschertaler erneuern 1862 ihr über 300-jähriges Gelübde einer jährlichen Bittprozession zur Wallfahrtskirche im Ernerwald. Denn nur Gott kann gegen die Dämonen ankommen. Unterlässt er diese Unterstützung, wird das als Strafe für Fehlverhalten, meist moralischer Natur, wahrgenommen. Deshalb gilt es, den strafenden Gott mit Wohlverhalten, einem guten Leben, Fürbitten und Prozessionen zu besänftigen.

Es mag erstaunen, dass diese Prozessionen nicht von oben, sondern von unten, aus dem Kirchenvolk, angeregt worden waren. Franz Jäger führt diese im ganzen Alpenraum verbreitete «Volksfrömmigkeit» auf die extremen Lebensbedingungen im Angesicht der Gletscher zurück. Man lebte von und mit der Natur und im Bewusstsein, dass es, wenn Ernten ausblieben oder Fluten und Muren ganze Dörfer verwüsteten, sehr rasch ums nackte Überleben ging. Kein Kraut war gegen diese Katastrophen gewachsen, und es gab auch keine naturwissenschaftlichen Erklärungen oder technischen Mittel, um diese zu vermeiden oder mildern. Die Rolle des Glaubens, der Religion besteht nach dem Soziologen Niklas Luhmann darin, «Lösungen» für «Grundbedürfnisse, Sinnfragen und Existenzkrisen» anzubieten, die «technisch nicht lösbar» seien. Und sie helfe, die Möglichkeit auszuklammern, «dass alles sinnlos ist.» Religion reduziere die Komplexität und überführe «Unbestimmbares in Bestimmbares.» Diese Überführung erfolge mit Riten, die Übertragung von Ängsten und Sorgen auf Gott habe eine «befreiende» Wirkung. «Ora et Labora», Bete und Arbeite, die Lebensweisheit des Benediktinerordens war die Prämisse, und daraus folgte die Einsicht in die Schicksalhaftigkeit des Lebens in den Bergen und die Notwendigkeit, Gott zu vertrauen, ohne am Gebot des Betens und Arbeitens zu rütteln. «Dieses religiöse Verhalten ist gleichzeitig ein sensibler volkskundlicher Indikator für den Klimawandel während der Kleinen Eiszeit bis zur Klimaerwärmung der Gegenwart», schreibt Franz Jäger.

Die Gletscherprozession hinauf zur Waldkapelle war in der jüngeren Vergangenheit in Vergessenheit geraten. Nur wenige machten noch mit. Das rief 2009 den Fiescher Bergführer und Präfekten des Bezirkes Goms, Herbert Volken, auf den Plan. Schon in fünfter Generation führt er seine Gäste auf Walliser Gipfel und Gletscher. Das beständige Schrumpfen des Aletschgletschers, der um 2010 herum die Hälfte seines Volumens von 1864 verloren hatte, liess die Fürbitte der Vorfahren als hinfällig erscheinen. Es war Zeit für eine Umformulierung. Volken wandte sich im Namen der Bevölkerung an Papst Benedikt XVI., der als einziger befugt war, das uralte Gelöbde abzuändern. «Der Klimawandel bereitet uns grosse Sorgen. Die Erde erwärmt sich, die Gletscher schmelzen dahin, Gletscher ist Eis, Eis ist Wasser, Wasser ist Leben. Ohne Gletscher versiegen die Quellen und die Bäche trocknen aus. Mensch und Tier geraten in arge Not. Alpen und Weiden verganden, Dörfer sterben aus,» heisst es in dem Bittschreiben, das er dem Papst persönlich überreichte. Künftig solle Gott neben der Verschonung vor Naturkatastrophen auch darum angerufen werden, «dass unsere Gletscher nicht noch weiter wegschmelzen, sondern wieder wachsen...». Die Bitte Volkens wurde erhört. Ob diese auch bei Gott angekommen ist, muss zumindest bei Betrachtung der jüngeren Gletscherschmelze bezweifelt werden, die sich nochmals beschleunigt hat, so dass selbst der Aletschgletscher als grösster des Alpenraums, wenn es so weiter geht, im Jahr 2100 bis auf einen kümmerlichen Rest verschwunden sein dürfte.

Herbert Volken streitet das nicht ab. Das mache ihn nur noch überzeugter, «dass nur noch der Allmächtige uns helfen kann». Volken, seit über fünf Jahrzehnten Bergführer, führt auch mit 72 Jahren noch über den Aletschgletscher, nimmt den Unerfahrenen die Angst, den Erfahrenen den Übermut, umsichtig, erfahren und von jener Souveränität, die es braucht, um in der Eiswüste 12 Menschen ein unvergleichliches Naturerlebnis zu ermöglichen. Die von den umliegenden Gipfeln und

Moränenwällen millionenfach fotografierte Schönheit des 23 Kilometer langen Eisstromes mit den charakteristischen zwei Mittelmoränen weicht, kaum hat man den Gletscher, die Steigeisen unter den Schuhsohlen, betreten, dem Gefühl, eine fremde, lebensfeindliche Welt zu betreten. Der Eindruck wird verstärkt durch die Decke aus Staub und Schmutz, die den Eisstrom an seinem Rand bedeckt. Rasch findet die angeseilte Gruppe ihren Rhythmus. Der Gletscher ist ein buckliges, von vielen Schrunsen, Spalten und Rissen durchzogenes Gebilde, die erahnen lassen, welche Kräfte hier wirken, wenn der Eisstrom sich täglich 70 Zentimeter in Richtung Tal bewegt. Er wird buchstäblich zerrissen. Das macht ihn so unberechenbar, weil seine mächtigen, tiefen Spalten sich öffnen und schliessen, wie es ihnen beliebt. Jetzt, am wärmsten Tag des Sommers auf einem Gletscher, der seine schützende Schneedecke vom Vorwinter schon vor Wochen abgelegt hat, sind die Schneebrücken, die die Wandererinnen und Wanderer einst noch bis weit in den Sommer hinein trugen, längst weggeschmolzen. Der Gletscher ist nackt, sein Eis schmilzt in einem noch nie da gewesenem Tempo. Nach der Mittagspause, Volken weiss nun Bescheid, was er seinen Gästen zumuten darf, führt er durch eine besonders spaltenreiche Region des Gletschers, an einem grossen Loch vorbei, in das Schmelzwasser stürzt, 600 Meter tief bis zum felsigen Grund, in schönstem Blau schimmernde Spalten, schmale, nur knapp mehr als schuhbreite Grate, Abgründe und Anstiege, die es mit leichtem Zittern zu überwinden gilt. Gefährlich ist das nie, aber der Gletscher nötigt den Respekt ab, den er verdient. Man muss es erlebt haben. Es kostet wenig mehr als ein Skitag.

Ob Gebete und Prozessionen den Schwund der Gletscher aufhalten können? Herbert Volken glaubt zumindest daran, dass die Folgen jenes Teils der Klimaerwärmung, es ist der deutlich kleinere, der nicht vom Menschen verursacht wird, mit Gottes Hilfe sich umkehren wird, so wie es seit dem Ende der letzten Eiszeit mehrfach vorgekommen ist und, wenn man in langen Zeiträumen denkt, Gletschervorstösse und -rückzüge als natürliches Geschehen beschreiben lässt. «Und schliesslich hat sich der Aletschgletscher schon zurückgezogen, als der steigende CO₂-Ausstoss noch kaum messbare Auswirkungen gehabt haben kann.» Der Rest, der liege in der Hand des heutigen Menschen selbst. Und der ist, wenn man etwas genauer hinsieht, vom vermeintlichen «Aberglauben» der Volksfrömmigen gar nicht soweit entfernt. Nur die Wahrnehmung hat sich stark verändert. „Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt. Die Natur kennt keine Katastrophen“, schrieb Max Frisch in «Der Mensch erscheint im Holozän». Und seit, es ist noch gar nicht so lange her, die Klimaerwärmung als nahende, vom Menschen verursachte Naturkatastrophe dargestellt und wahrgenommen wird, erfahren die schmelzenden Gletscher einen Bedeutungswechsel. Sie sind nicht mehr Symbol einer zerstörerischen und schöpferischen Natur, sondern einer untergehenden, verschwindenden, schwachen Natur, die vom Menschen missachtet, zerstört wird und deshalb vor ihm zu schützen ist. Das Denkmuster eines strafenden Gottes wiederholt sich. Es ist nicht mehr Gott, sondern die Natur selbst, die den Menschen für sein Fehlverhalten straft.

Und da ist noch eine Parallele. Sie zeigt sich in der Sage vom Rollibock. Dieses Untier beeindruckte am 2. August 1872 den englischen Schriftsteller W.A.B. Coolidge. Er schrieb: „Der durch den Ausfluss des Wassers verursachte Lärm und das Getümmel waren in der Tat so fürchterlich, dass man ganz gut an die alte Sage vom Rollibock hatte glauben können, der, wie die Sennen erzählen, einmal geneckt oder geplagt, aus dem Aletschgletscher herausbreche und alles zerstörend, wütend herumgehe, Erde, Steine und Tannenbäume dabei in die Höhe werfe“. Erklärt wurden so die wiederholten Ausbrüche des Märjelsees am Fusse des Eggihorns, der im 19. Jahrhundert einem Fjord glich, begrenzt vom Aletschgletscher selbst. Dafür gibt es natürlich auch eine naturwissenschaftliche Erklärung. Erst der Bau eines Stollens 1906 und der Rückzug des Gletschers machten diesem Spuk ein Ende. Heute ist der Märjelsee nur ein temporär zur Schneeschmelze auftretendes Seelein von wenigen Metern Umfang. Der Märjelenstausee, der hundert Höhenmeter über dem Gletscher liegt, dient, wie einst die Suonen, der Wasserversorgung mehrerer Gemeinden.

Der Rollibock wütet nicht mehr. Aber er steht für die Mahnung, dass der Mensch sich gegenüber der Natur nicht alles erlauben darf, was er als möglich erachtet.

Urs Fitze

Wandertipp:

Strecke

14,1 km

Schwierigkeit

T2

Höhendifferenz

739 m Aufstieg, 739 Meter Abstieg

Wanderzeit

4 ½ Stunden

Anreise

Mit dem Zug nach Fiesch, mit der Gondelbahn auf die Fiescheralp

Ausgangspunkt

Fiescheralp

Endpunkt

Fiescheralp

Route

Ab Fiescheralp auf schönem Wanderweg mit herrlicher Aussicht via Geissbode und Unters Täli den Tälligrat umgehen in Richtung Fieschertal, an der Landspitze rechtsumkehrt ins Märjelental, vorbei am Märjelenstausee zum Aletschgletscher absteigen. Eine Begehung sei nur erfahrenen und entsprechend ausgerüsteten Berggängerinnen und –gängern empfohlen. Auf derselben Route zurück zur Gletscherstube, dort den knackigen Aufstieg zur Lücke auf dem Tälligrat (Punkt 2611) nehmen. Abstieg nach Fiescheralp via Taleggia und Abnet.

Sehr empfehlenswert ist eine geführte Tour auf den Aletschgletscher. Das Bergsteigerzentrum Aletsch bietet ab Juni fast täglich (wetterabhängig) eintägige Rundtouren. Kosten: 90 Franken pro Erwachsenen, 70 Franken pro Kind.